



## Ein geraubtes Leben

*Eine schwangere Frau wird 1976 während der Militärdiktatur in Argentinien verschleppt. Niemand weiß, ob das Kind geboren wurde. Jetzt haben zwei Männer die Wahrheit erfahren*

Von Pia Rauschenberger und Stella Schalamon, DIE ZEIT, 22.02.2024

An seinem ersten Geburtstag in seinem neuen Leben sitzt Daniel Santucho in der argentinischen Hauptstadt Buenos Aires auf der Rückbank eines Taxis und tippt auf seinem Handy herum. Es ist der 10. Januar 2024, er ist heute 47 Jahre alt geworden. Früh am Morgen haben schon die Verwandten aus Italien angerufen und gratuliert. Jetzt hört er eine Sprachnachricht seines Neffen ab. »Alles Gute, Dani, wir lieben dich. Wir wollen dich bald sehen und in den Arm nehmen.« Daniel lächelt.

Als der Taxifahrer erfuhr, wohin es gehen soll, sagte er, was für ein furchtbarer Ort das sei. Der Pozo de Banfield südlich von Buenos Aires, ein ehemaliges Foltergefängnis. Viele der Menschen, die hier eingesperrt waren, sind nie wieder aufgetaucht. Der Fahrer ahnt ja nicht, dass der Mann, der da hinter ihm sitzt, das alles weiß. Dass er gerade deshalb hierherkommt. Ein Mann, der erst seit Kurzem seine eigene Vergangenheit kennt, seine echte Familie und die Wahrheit über den Anfang seines Lebens.

Daniel hat lange überlegt, wie er seinen Geburtstag verbringen möchte. Erst am Abend zuvor hat er sich entschieden. Er will zu diesem ehemaligen Gefängnis fahren, das heute eine Gedenkstätte ist. Er will dorthin, wo er zur Welt kam, wo er seiner Mutter ganz nahe war, das einzige Mal in seinem Leben, bevor sie für immer verschwand.

Das Taxi rollt auf ein zweistöckiges Betongebäude zu. Daniel sieht, dass ein Mann am Eingang vor der Glastür steht, stämmig, mit Glatze und kurzem Bart,



er schaut dem Wagen entgegen. Es ist Miguel, sein älterer Bruder. Miguel will ihn begleiten.

Das Taxi hält, Daniel steigt aus. Die beiden Männer gehen aufeinander zu und umarmen sich.

Dieses Dossier handelt von zwei Brüdern, die ein halbes Leben lang voneinander getrennt waren. Ihre Geschichte lässt sich mithilfe von Gesprächen mit Beteiligten und Zeugen, von Briefen, Fotografien und Gerichtsakten erzählen.

### Die Eltern

Cristina Navajas und Julio Santucho heiraten im Dezember 1971, sie ist 22 Jahre alt, er 26, im Oktober 1975 kommt ihr Sohn Miguel zur Welt, eine junge Familie in einem unruhigen Land. Im Jahr zuvor ist Präsident Juan Péron verstorben, seine Frau Isabel Martínez übernahm das Amt, Argentinien versank im Chaos. Hyperinflation, Generalstreiks, terroristische Anschläge von linken wie von rechten Gruppen.

Am 24. März 1976 putscht sich das Militär an die Macht, lässt die Präsidentin verhaften. Schon im Morgengrauen beginnen die Generäle mit einer Jagd auf politische Aktivistinnen, Journalisten und Gewerkschafter.

Die Jungverheirateten Cristina und Julio sind Mitglieder der marxistischen Revolutionären Arbeiterpartei, kurz PRT. Schon in den Monaten und Jahren zuvor haben sie Flugblätter vor Fabriken verteilt, Wände mit roten Sternen bemalt, linksradikale Zeitschriften verkauft, immer auf der Flucht vor der Polizei. Unter der Militärdiktatur sind sie gefährdeter denn je.

Im Frühsommer nach dem Putsch wird Julio Santucho von der Partei nach Italien geschickt. Er soll sechs Monate lang bleiben und Kontakte zu den dortigen Kommunisten knüpfen, die damals eine der stärksten Fraktionen im Parlament stellen. Um der Polizei nicht aufzufallen, wählt Julio den Landweg nach Brasilien, erst von dort aus wird er nach Europa fliegen.

Am Busbahnhof verabschiedet sich das Paar voneinander, Cristina hält den kleinen Miguel im Arm. Menschen, die sie kannten, erzählen heute, sie sei eine ruhige, jedoch sehr mutige Frau gewesen. Jetzt aber sagt sie, sie habe Angst, dass ihr etwas



zustößt. »Aber Cris«, antwortet Julio, »uns ist nie etwas passiert, warum sollte uns jetzt etwas passieren?« – »Jetzt ist es anders«, antwortet Cristina. So wird sich ihr Mann Julio Santucho später erinnern.

Wenige Wochen danach, am 13. Juli 1976, abends gegen 21 Uhr, dringen Soldaten in Zivil in die Wohnung ein und nehmen Cristina und zwei weitere anwesende Frauen fest. Den neun Monate alten Miguel lassen sie zurück, die Nachbarn hören seine Schreie. Cristinas Mutter Nélida nimmt den Jungen zu sich. In der verlassenen Wohnung findet sie einen Brief, den Cristina an Julio in Italien geschrieben hat, die feinen Blätter eng gefüllt.

Darin steht: »Mir geht es nicht besonders gut. Ich weiß nicht, ob ich schwanger bin.« Sie klagt über Übelkeit und Schwindel.

Knapp 48 Jahre später sitzt Miguel Santucho in seiner Wohnung in San Telmo, einem Viertel im Osten von Buenos Aires. Draußen verlangsamt Kopfsteinpflaster den Straßenverkehr, es gibt Souvenirshops, Restaurants mit veganem Essen und jeden Sonntag einen großen Markt. Miguel blättert durch ein Fotoalbum, er zeigt ein Bild von sich als Kleinkind auf dem Schoß der Großmutter, sie gibt ihm aus einem Fläschchen zu trinken. Es ist sein erster Geburtstag im Oktober 1976. Sein Vater Julio war damals immer noch in Italien. Sechs Tage nach der Entführung seiner Frau Cristina hatte ein Einsatzkommando der Armee seinen Bruder erschossen, einen der Gründer der Revolutionären Arbeiterpartei und Anführer einer Guerillagruppe. Julio Santucho wusste, wenn er nach Argentinien zurückkehrte, stünde ihm Ähnliches bevor.

Miguel blättert weiter durch die folierten Seiten des Albums. Er selbst bei seinem ersten Weihnachtsfest, wieder mit seiner Oma, dann, etwas später als kleiner Junge, zwischen blühenden Sträuchern, im Karnevalskostüm. Damals hatte er Argentinien schon verlassen, eine Partefreundin hatte ihn nach Italien zu seinem Vater gebracht.

Die Monate vergehen, kein Lebenszeichen von Cristina. Wo ist sie?

Der Putsch der Generäle macht vielen Argentinierinnen und Argentinern anfangs sogar Hoffnung. Die unbeliebte Präsidentin ist endlich weg. Nun werde es aufwärtsgehen, die Wirtschaft werde sich erholen, glauben viele. Über die Festnahmen,



die Entführungen, die Kämpfe mit linken Gruppen sehen sie hinweg. Wer sich bedroht fühlt, wandert aus.

Heute weiß man: Nach ihrer Verhaftung wird Cristina in ein geheimes Gefangenenlager im Westen von Buenos Aires gebracht, während der Militärdiktatur gibt es mehr als 340 dieser Lager. Die wenigen überlebenden Gefangenen werden später berichten, wie sie sich nackt ausziehen mussten, an Händen und Füßen gefesselt wurden, wie man ihnen die Augen verband. Dann: Folter. Mit Stöcken, mit Nadeln, mit Stromschlägen. Meist geht es darum, ihnen die Aufenthaltsorte weiterer Regimegegner zu entlocken.

Obwohl sie nicht miteinander sprechen dürfen, soll Cristina zu den Mitgefangenen gesagt haben: »Ich bin Cristina Navajas, eine Kämpferin der PRT, und ich bin schwanger.«

Im Dezember 1976 wird sie in den Pozo de Banfield verlegt. Am 25. April 1977 wird sie dort zum letzten Mal von einer Mitgefangenen gesehen. Seither gilt sie als verschwunden.

Jahre später wird eine Untersuchungskommission zu dem Ergebnis kommen, dass während der Militärdiktatur mindestens 8.960 Menschen ermordet wurden. Sie wurden in unbekanntem Massengräbern verscharrt oder aus Flugzeugen über dem Meer abgeworfen. Denn das ist das Kalkül der Generäle: ohne Leichnam keine Beweise, ohne Beweise keine Täter.

Daniel

Heute wohnt Daniel, der jüngere Bruder, in einer Stadt etwa eine Autostunde südlich von Buenos Aires. Er ist ein stiller Mensch, in dessen Augen stets eine gewisse Traurigkeit zu liegen scheint. Die Einzimmerwohnung im ersten Stock eines Neubaus hat er erst vor Kurzem bezogen. Die Wände sind weiß und kahl, bis auf zwei gerahmte Fotos seiner Töchter als kleine Kinder, heute sind sie 9 und 14 Jahre alt. Daniel und ihre Mutter sind geschieden. Im Zimmer steht ein Stockbett für die Mädchen, wenn sie zu Besuch sind. Er selbst schläft auf der Couch.

Daniel kann keine Fotoalben mit Bildern seiner Kindheit zeigen, aber er kann von Erinnerungen erzählen, an die Menschen, die er jahrzehntlang Mutter und Vater



genannt hat. Sie sind Anhänger der Diktatur. Der 24. März, der Tag, an dem das Militär die Macht an sich gerissen hat, ist für sie jedes Jahr wieder ein Freudentag.

Daniels Vater ist Polizist, zum Zeitpunkt des Putsches ist er 42 Jahre alt, er ist Mitglied eines Sonderkommandos, seine Aufgabe besteht darin, sich verdeckt in linke Gruppierungen einzuschleusen und Verhaftungen vorzubereiten. Daniel sagt heute, er vermute, der Vater habe auch selbst Menschen entführt, womöglich sogar ermordet.

Die Mutter ist Krankenschwester in der Psychiatrie. Sie war schwanger, als ein Patient sie eine Treppe hinunterstieß, sie verlor das Baby, danach hieß es, sie könne womöglich keine Kinder mehr bekommen. Noch als sie jung sind, adoptieren die Eltern deshalb ein Mädchen. Als Daniel auf die Welt kommt, ist seine Adoptivschwester schon 20 Jahre alt.

Die Mutter nennt ihn Danielito, nach der Schule baut sie mit ihm Häuschen aus Plastikdeckeln, die Eltern sagen ihm, er komme ganz nach ihr, die Haare, das Gesicht.

Der Vater ist distanzierter, er nennt Daniel nie beim Namen, sagt nur »Junge«. Selten bringt er Freunde mit nach Hause, und wenn doch, dann sind es Polizisten, wie er selbst. Setzt sich die Familie zum Essen an den Tisch, nimmt der Vater die Pistole ab, die er immer am Hosensbund trägt, und legt sie neben seinen Teller.

1983, Daniel ist sechs Jahre alt, bricht das Militärregime zusammen. Die Generäle haben die südöstlich von Argentinien liegenden Falklandinseln besetzen lassen, die zu Großbritannien gehören. Der anschließende Krieg gegen die Briten geht verloren, Hunderte junger argentinischer Soldaten sterben. Die Menschen strömen in Buenos Aires auf die Straßen, demonstrieren gegen die Generäle. Die Militärregierung unterschreibt ihre Auflösung. Argentinien ist hoch verschuldet und wirtschaftlich angeschlagen.

Es folgen freie Wahlen, eine neue, demokratische Regierung kommt ins Amt. 1985 beginnt ein historischer Prozess gegen die Generäle. Sie werden zu langen Gefängnisstrafen verurteilt, zeigen aber keine Reue. Manche werden freigesprochen.

Daniel geht inzwischen zur Schule, er mag Geschichte und hasst Mathematik. Die Klassenzimmer tragen jetzt die Namen toter Soldaten aus dem Falklandkrieg. Daniel erlebt seinen Vater, der doch nie Angst hatte, auf einmal als nervös und verunsichert.



Der Mann verlässt kaum das Haus, wenn er nicht unbedingt muss. Klopf es an der Tür, wagt er nicht, aufzumachen. Monatlang sei das so gegangen, erzählt Daniel, bis der Vater sich offenbar wieder sicher gefühlt habe.

Sein Denken aber hat er nicht verändert. Während die meisten Menschen im Land entsetzt auf die Berichte überlebender Gefangener reagieren, wünscht sich der Vater die Macht der Generäle zurück. Unter deren Regime seien die Argentinier besser dran gewesen, sagt er. Es habe mehr Werte gegeben, mehr Sicherheit.

Daniel sagt, sein Vater habe gewollt, dass er, der Sohn, später zum Militär gehe. Der kleine Daniel aber will lieber Anwalt werden.

Die Familie zieht häufig um, von einer Ecke der Provinz Buenos Aires in die andere. Daniel vermutet, die Eltern wollten den Fragen der Nachbarn nach der Vergangenheit des Vaters entgehen. Jedes Mal muss Daniel seine alten Freunde zurücklassen und neue finden. Mit elf Jahren, ein weiterer Umzug steht an, schlägt er vor, auf seiner bisherigen Schule zu bleiben. Die Eltern stimmen zu. Daniel muss nun jeden Morgen fast eine Stunde zur Bushaltestelle gehen. Manchmal holt der Vater ihn auf dem Rückweg ab.

Es sei nicht so, dass er keine schönen Bilder vor sich sehe, wenn er an seine Kindheit denke, sagt Daniel. Die gemeinsamen Pizzeriabesuche zum Beispiel, das kleine Hündchen, das er damals hatte, die Eltern, die ihm geduldig zuhören, wenn er von seinen Freunden oder der Schule erzählt. Aber es fühle sich an, als hätten die guten Erinnerungen ihren Glanz verloren. Als sei die Zuneigung, die er empfand, nie echt gewesen. »Das war alles eine Lüge«, sagt er.

Miguel

In Italien ist Julio Santucho inzwischen mit der Frau zusammen, die damals den kleinen Miguel nach Europa gebracht hat, Miguel nennt sie Mama. Als sie 1980 mit seiner Schwester Florencia schwanger wird, fragt der inzwischen fünfjährige Miguel, ob er auch einmal in ihrem Bauch gewachsen sei. Da hört er zum ersten Mal von Cristina.

Zwei Jahre später schreibt Miguel seiner Großmutter in Argentinien in einem Brief: »Mir geht es gut, genau wie meinem Papa, meiner Mama, Florencia ist groß und frech und klaut unsere Hefte jedes Mal, wenn wir Hausaufgaben machen.«



Auch Miguels Familie zieht immer wieder um, Kuba, Mexiko, Spanien, zurück nach Italien. Auch er muss sich immer wieder neue Freunde suchen. Sein Vater Julio Santucho arbeitet als Journalist, als Lektor, als Lehrer, ist immer wieder arbeitslos. Die Zimmer sind vollgestopft mit Büchern, oft kommen Freunde und Bekannte zu Besuch, es gibt große Grillfeste, häufig wird über Politik diskutiert, Cristina und ihr Verschwinden sind fast nie ein Thema.

Er habe als Kind oft an Argentinien gedacht, sagt Miguel. Er habe sich vorgestellt, wie es wäre, dort als Bauer auf dem Land zu leben. In der Schule malt er ein Bild von einem Haus mit einem Pferd.

An das Ende der Diktatur kann sich Miguel nicht mehr erinnern. Er weiß nur, dass er zwei Jahre danach, er ist jetzt zehn Jahre alt, zum ersten Mal nach Argentinien reisen darf. Seine Oma, Cristinas Mutter, nimmt ihn mit an einen besonderen Ort: den Sitz der Abuelas – der Großmütter.

Noch während der Zeit der Diktatur hatte sich in Buenos Aires jeden Donnerstag eine Gruppe von Frauen mit weißen Kopftüchern auf dem großen Platz vor dem Parlament versammelt. Sie nannten sich die »Großmütter der Plaza de Mayo«, wurden aber bald nur noch »die Großmütter« genannt. Sie standen da und hielten Schilder und Plakate in die Luft, auf denen Gesichter zu sehen waren. Es waren die Gesichter ihrer verschwundenen Kinder und Enkelkinder.

Nach dem Ende der Diktatur löste die Gruppe sich nicht auf. Im Gegenteil, die Frauen machten sich nun erst richtig auf die Suche nach ihren Angehörigen, sie durchforsteten Gefängnisakten und ermittelten in Krankenhäusern und Kinderheimen. Sie ahnten, dass ihre verschwundenen Söhne und Töchter nicht mehr lebten, aber sie wollten wenigstens wissen, wann, wie und wo sie gestorben waren. Und, so die Hoffnung, wenn das Militär die Erwachsenen ermordet hatte, so hatte es vielleicht doch die Kinder am Leben gelassen.

Miguels Oma ist Mitglied der »Großmütter der Plaza de Mayo« und damals die Sekretärin der Organisation. An jenem Tag, als sie dem zehnjährigen Miguel deren Büroräume zeigt, hat sie dort eine Besprechung. Miguel wartet im Vorzimmer und blättert in einem Buch mit Bildern der Verschwundenen. Er erkennt das Gesicht seiner



Mutter Cristina. Daneben steht etwas, von dem er nichts wusste: Mädchen oder Junge, geboren Anfang 1977. Miguel, so erinnert er sich heute, starrt diese wenigen Worte an, liest sie wieder und wieder.

Hat er etwa eine Schwester? Oder einen Bruder?

Sein Vater hatte nie über ein verschwundenes Baby gesprochen, was er später so erklären wird: Er sei sicher gewesen, Cristina habe das Kind nicht lebend zur Welt gebracht. Schließlich hatte eine Mitgefangene ausgesagt, sie habe in den Monaten vor Cristinas Verschwinden Kontakt zu ihr gehabt, aber nichts von einer Geburt mitbekommen.

Der zehnjährige Miguel aber kann nach seiner Rückkehr nach Italien nicht aufhören, an das Geschwisterkind zu denken. Vielleicht lebt es ja doch. Nur, wo ist es? Und was macht es wohl gerade?

Je älter Miguel wird, desto mehr beginnt er zu rebellieren. Er prügelt sich, fängt an zu rauchen, muss in der Schule eine Klasse wiederholen, wird Punk und träumt weiterhin von Argentinien. Am liebsten würde er dorthin ziehen, zu seiner Oma, aber sein Vater will ihn nicht allein gehen lassen.

1990, Miguel ist jetzt 14, findet in Italien die Fußballweltmeisterschaft statt. Argentinien erreicht das Finale gegen Deutschland. Miguel ist einer von mehr als 70.000 Zuschauern im Stadion in Rom. Er sieht die Kameras, die ins Publikum schwenken – und fasst Hoffnung. »Ich dachte, wenn ich gefilmt werde, habe ich eine Chance, dass mein Geschwisterchen mich sieht, denn jeder in Argentinien guckt dieses Spiel.«

Drei Jahre später gibt der Vater schließlich nach und zieht mit Miguel nach Buenos Aires.

Der Fußball ist inzwischen zu Miguels Leidenschaft geworden. Jeden Freitag, Samstag, Sonntag geht er ins Stadion. Er schaut sich die Spiele aller Vereine in der Hauptstadt an, bis er sich schließlich für einen Club entscheidet: Boca Juniors. Auf der Tribüne springen die Fans so heftig auf und ab, dass der Boden zu federn beginnt und alle in die Luft hebt. Miguel springt mit. »Ich habe alles Argentinische aufgesogen, ich wollte mich an dieses Land anpassen, das ich nicht kannte«, sagt er heute.





In den Neunzigerjahren ist der Neoliberale Carlos Menem an der Macht. Er verkauft die staatlichen Telefon- und Energieunternehmen und senkt die Einfuhrzölle. Menem will einen Schlussstrich ziehen unter die Jahre der Diktatur, will ein neues Kapitel aufschlagen. Er begnadigt Militärs, die wegen der Verbrechen von damals im Gefängnis sitzen. »Das Vergangene hat für das argentinische Volk, das sich entschieden hat, in Frieden zu leben, keine Bedeutung mehr«, sagt er in einer Rede.

Miguel sagt, er habe sich damals gedacht: Wie soll ich nach vorne schauen? Er weiß ja noch immer nicht, was mit seiner Mutter geschehen ist, wer sie getötet hat, ob sein Geschwisterkind noch lebt.

Daniel

Auch Daniel ist inzwischen ein Teenager. In seinem Zimmer hat er einen kleinen Schwarz-Weiß-Fernseher. Als er 13 ist, sieht er eines Abends *Die Nacht der tausend Schreie*, einen argentinischen Spielfilm, der die wahre Geschichte einer Gruppe von Mädchen und Jungen erzählt, die 1976 für ein günstiges Nahverkehrsticket auf die Straße gingen und deshalb verschleppt wurden.

Daniel ist bestürzt, als er sieht, wie die Jugendlichen gefoltert und vergewaltigt werden. Am nächsten Tag spricht er den Vater darauf an. Der streitet alles ab. So sei das nicht gewesen, die jungen Leute hätten Menschen entführt und Bomben gelegt. Aber das waren Schulkinder, antwortet Daniel, die sollen Bomben gelegt haben? Alles Lügen, beharrt der Vater, das waren Terroristen.

Daniel erinnert sich auch an ein Fußballturnier in der Nachbarschaft, einen ganzen Sonntag lang haben sie gekickt. Wer verlor, flog raus, wie bei einer richtigen Meisterschaft. Der Vater war auch dabei, er hatte Daniels Mannschaft zusammengestellt. Die anderen aber beschimpften ihn als »Fascho«, als Faschisten. Daniel sagt, er sei schockiert gewesen. Wie konnten sie den Vater so beleidigen?

1995 schließt Daniel die Schule ab, er ist jetzt 18 Jahre alt und fängt an, Informatik zu studieren. Doch wenige Jahre später erkrankt die Mutter an Krebs. Es geht ihr immer schlechter. Daniel bricht sein Studium ab, um sich um sie zu kümmern. Vor ihrem Tod bittet sie den Vater und Daniels Adoptivschwester noch einmal zu sich



ins Zimmer, um mit ihnen zu reden. Daniel soll draußen bleiben. Bis heute weiß er nicht, warum, aber er vermutet, dass es um seine Herkunft ging.

Nach dem Tod der Mutter zerstreiten sich die Schwester und der Vater. Sie, die inzwischen über 40 Jahre alt ist, lädt Daniel zu sich ein und erzählt ihm etwas, das sie nicht beweisen kann, nur vermuten. Sie sagt, Mitte der Siebzigerjahre, nachdem sie früh geheiratet hatte, sei sie für ein paar Jahre in einen anderen Teil Argentiniens gezogen. Zu den Eltern habe sie in dieser Zeit wenig Kontakt gehabt. Als sie dann wieder einmal zu ihnen kam, sei da auf einmal ein Baby gewesen. Daniel. Sie sagt, sie glaube nicht, dass sie seine echten Eltern sind.

Warum sollte sie lügen, fragt sich Daniel.

Aber warum sollten ihm die Eltern etwas vormachen?

Er sagt dem Vater, was ihm die Schwester erzählt hat. Der entgegnet, das sei alles Unsinn, sie sei nur eifersüchtig. Daniel entschließt sich, ihm zu glauben, aber es gelingt ihm nur zum Teil. Immer wieder ist da in ihm das schmerzhafteste Gefühl, dass mit der Geschichte seines Lebens etwas nicht stimmt.

Als er 23 ist, lernt er eine Frau kennen, die spätere Mutter seiner Töchter, Daniel wohnt da noch immer bei seinem Vater. Als er sie zu sich nach Hause einlädt und der Vater beim Mittagessen wie gewohnt seine Pistole auf den Tisch legt, ist sie entsetzt.

Sie ist der erste Mensch, dem Daniel von seinen Zweifeln erzählt, von den Fragen in seinem Kopf. Haben die Eltern womöglich auch ihn adoptiert? Kann es Zufall sein, dass er ausgerechnet am 24. März Geburtstag hat, dem Jahrestag des Militärputsches?

Daniel sagt, er sei damals hin- und hergerissen gewesen. Einerseits wollte er herausfinden, was wirklich geschehen war, andererseits sorgte er sich, was mit dem Vater passieren würde, wenn sich sein Verdacht bewahrheitete. Würde er festgenommen werden? Womöglich im Gefängnis landen? Am Ende, sagt er, habe er weiterhin versucht, so zu tun, als sei alles in Ordnung. Aber natürlich ist es das nicht. Daniel kann sich nicht mehr dazu aufrufen, sein Studium wieder aufzunehmen. Stattdessen schlägt er sich mit den unterschiedlichsten Jobs durch. Argentinien erlebt damals die größte Wirtschaftskrise seiner jüngeren Geschichte, alle Bankkonten werden



eingefroren, es kommt zu Plünderungen. Daniel arbeitet mal in einer Bäckerei, mal auf Messeständen, mal als Lieferant für Apotheken.

Im Jahr 2002, er ist jetzt 24, heiratet er seine Freundin. Daniel sagt, ihr sei aufgefallen, dass er vor dem Einschlafen manchmal gezittert habe. Wovor genau er Angst hatte, weiß er nicht.

Miguel

Als wolle er seinen Kindheitstraum vom Leben als Bauer verwirklichen, beginnt Miguel nach der Schule ein Landwirtschaftsstudium. Aber auch er bricht ab, denn er ist mit 24 Jahren Vater geworden und muss nun Geld verdienen, um für seine Familie zu sorgen. Noch bevor das Kind zur Welt kommt, schreibt Miguels Familie einen offenen Brief, um an das Schicksal der verschwundenen Cristina zu erinnern. Er erscheint in einer großen argentinischen Zeitung. Darin heißt es: »Bald wirst du zum ersten Mal Großmutter sein, diese tiefe Freude mischt sich mit der unersetzlichen täglichen Leere deiner Abwesenheit.«

Es ist das Jahr 2010, Miguels Oma ist inzwischen Anfang achtzig, ihre Kräfte schwinden, sie übergibt Miguel einen Karton mit Dokumenten: Zeugenaussagen von Menschen, die mit Cristina im Gefängnis waren. Auch jenen Brief, den Cristina kurz vor ihrer Entführung an ihren Mann Julio schrieb.

Bevor sie stirbt, möchte die Oma noch einmal dorthin, wo der Rio de la Plata in den Atlantik mündet. Sie vermutet, dass ihre Tochter hier aus einem Flugzeug ins Wasser geworfen wurde. Nach dem Tod der Großmutter im Jahr 2012 verstreut die Familie ihre Asche im Meer, so hat sie es sich gewünscht.

Miguel ist jetzt der Einzige in der Familie, der noch daran glaubt, dass es da einen Bruder oder eine Schwester geben könnte, einen Menschen, der dieselben Eltern hat wie er und knapp anderthalb Jahre jünger ist. Er will weitersuchen. »Ich wollte noch mal alles geben. Oder wie wir hier in Argentinien sagen: noch mal alles Fleisch auf den Grill schmeißen«, sagt er heute.

Miguel kündigt seinen Job und beginnt hauptberuflich bei den »Großmüttern der Plaza de Mayo« zu arbeiten, als Mitglied im Vorstand und Nachfolger seiner Oma. Er fängt an, nach Hinweisen zu seiner Mutter und ihrer Schwangerschaft zu suchen, die



vielleicht übersehen oder nie zutage gefördert wurden. Er befragt Überlebende, die bereits wieder und wieder befragt wurden, aber vielleicht haben sie etwas vergessen zu erwähnen. Er liest Gefängnisakten, die bereits wieder und wieder gelesen wurden, aber vielleicht entdeckt er ja doch etwas Neues.

Aber da ist nichts, was ihn weiterbringt.

Miguel tritt damals viel in Talkshows auf, gibt Interviews. Er berichtet über seine Arbeit. In diesen Jahren findet die Organisation immer wieder längst erwachsene Kinder von Ermordeten, kann Söhne und Töchter, Brüder und Schwestern mit ihren wahren Familien vereinen. Und doch, schaut man sich die Interviews heute an, sieht man einen Mann, der zunehmend bedrückter wirkt. Rennt er womöglich einer Illusion hinterher? Hat seine Mutter das Kind vielleicht in Wahrheit nie zur Welt gebracht? Haben es die Militärs getötet?

Daniel

Nach der Hochzeit sparen Daniel und seine Frau Geld für ein Haus. Die erste Tochter wird geboren, die zweite. Doch dann, erzählt Daniel, hätten sie sich auseinandergeliebt, zwischen dem Traum vom eigenen Heim und dem Alltag. Sie trennen sich.

Vielleicht liegt es daran, dass er sich nun so alleine fühlt. Vielleicht daran, dass er einfach endlich, endlich Klarheit will, für sich und für seine Töchter, die nicht mit einem falschen Nachnamen aufwachsen sollen. Daniel sagt, er wisse es selbst nicht genau. Aber sicher ist: Damals, nach der Trennung, denkt Daniel wieder daran, nach sich selbst zu suchen. Nach dem Menschen, der er wirklich ist. Er wendet sich an die »Großmütter der Plaza de Mayo«. Dort bittet man ihn, Dokumente einzureichen. Die Geburtsurkunde, den Taufschein, wenn vorhanden.

Dazu kommt es nicht. Daniel zögert, zweifelt, lenkt sich ab, zieht schließlich zurück zum Vater, der jetzt fast 90 Jahre alt ist, allein und zunehmend hilflos in dem alten grauen Haus wohnt. Daniel kümmert sich um ihn. Obwohl sie viel streiten. Daniel fällt auf, dass der Vater ihn oft anlügt, auch wenn es nur um belanglose Kleinigkeiten geht, einen Besucher zum Beispiel, von dem der Vater sagt, er sei nie da gewesen, obwohl die Nachbarn ihn gesehen haben.



Irgendwann stellt Daniel ihm die Frage: Ich bin jetzt erwachsen – bist du nun mein Vater oder nicht?

Der Vater, erzählt Daniel, sei daraufhin unruhig geworden, habe den Raum verlassen, sich ins Bett gelegt und die Decke über den Kopf gezogen. Aber einige Zeit später stellt Daniel dieselbe Frage ein weiteres Mal, und dann wieder und wieder. Und schließlich gibt der Vater nach. Die Mutter und er, sagt er, seien eine Weile getrennt gewesen, sie habe etwas mit einem anderen Mann gehabt und sei mit einem Baby zurückgekommen. Mit Daniel. Er aber habe ihr verziehen und Daniel als seinen eigenen Sohn bei sich aufgenommen.

Daniel glaubt ihm nicht. Er packt seine Sachen und geht.

Februar 2023. Daniel lebt wieder allein. Er ist traurig, weil er seine Töchter nicht so oft sehen kann, wie er möchte, macht eine Psychotherapie, fühlt sich einsam. Da ruft ihn seine Nichte an, die Tochter seiner Adoptivschwester. Sie erzählt ihm etwas, von dem sie sagt, sie wisse es von einem Onkel. Eines Tages, noch bevor Daniel zur Welt kam, sollen zwei Polizei-Kollegen zum Vater gesagt haben: Mach dir keine Sorgen, wir beschaffen dir ein Baby.

Es ist der Moment, in dem Daniel beschließt, sich erneut bei den Großmüttern zu melden. Auf deren Website stößt er auf den Namen Cristina Navajas. Er liest, dass sie verschleppt wurde und verschwunden ist und vielleicht ein Kind in der Gefangenschaft bekommen hat, von dem jede Spur fehlt. Daniels Augen füllen sich mit Tränen, die Geschichte rührt ihn, obwohl er Cristinas Familie nicht kennt.

Bei den Behörden erhält er seine Geburtsurkunde. Auf ihr steht sein Name: Daniel Enrique González, es ist der Nachname seiner Eltern. Geboren am 24. März 1977. Aber da ist auch sein Taufschein. Auf dem steht, er sei am 19. März 1977 getauft worden. Also fünf Tage vor seiner Geburt? Und noch ein Datum steht auf dem Taufschein, es wurde mit Tipp-Ex übermalt: 10. Januar 1977. Was könnte das zu bedeuten haben?

Im April 2023 sitzt Daniel im Wartezimmer der Nationalen Gendatenbank. Er ist normalerweise nie pünktlich, aber heute ist er schon ein paar Minuten vor seinem Termin hier. Gleich wird er eine Blutprobe abgeben, die sein Leben verändern könnte.



Die Nationale Gendatenbank gibt es nur wegen der Verschwundenen und Ermordeten. Die Großmütter haben durchgesetzt, dass sie eingerichtet wurde. Hier können Menschen, die während der Militärdiktatur einen Angehörigen verloren haben, ihre DNA analysieren lassen. Genau wie Menschen, die den Verdacht haben, in jenen Jahren von ihrer wahren Familie getrennt worden zu sein. So lassen sich Suchende und Gesuchte einander zuordnen.

Daniel und Miguel

Die DNA-Analyse und der Abgleich mit den eingelagerten Blutproben dauern mehrere Monate. Immer wenn der Computer anzeigt, dass die Software ein verloren geglaubtes Familienmitglied gefunden hat, jubeln die Mitarbeiter der Gendatenbank. Sie öffnen Sektflaschen, deren Korke sie später mit den Fotos der wiedergefundenen Kinder und Enkel an ihre Pinnwand hängen. Im Juli 2023 ist es wieder so weit. Die genetische Übereinstimmung ist eindeutig. Von der Familie gab es viele Blutproben. Die des Vaters Julio, die des Bruders Miguel. Kein Zweifel, der 133. Verschollene ist gefunden. Es ist Daniel.

Am nächsten Tag ist Daniel wieder in dem Supermarkt, in dem er seit einigen Jahren arbeitet. Er trägt seine blaue Dienstuniform, sitzt an der Kasse und hat den Scanner in der Hand, als ihn plötzlich ein Mann anspricht, den Daniel nie zuvor gesehen hat. »Hallo, Dani, wie geht's?«

»Hallo!«, antwortet Daniel. Der Mann sagt, er müsse ihn dringend sprechen. Er hat Daniel bereits auf dem Handy angerufen, ihm eine Nachricht über WhatsApp geschickt. Ohne Erfolg.

»Ist etwas Schlimmes passiert?«, fragt Daniel.

»Nein, nein, keine Sorge«, antwortet der Mann.

Nach Schichtende treffen sie sich draußen vor dem Supermarkt. Es ist ein kalter Julitag, in Argentinien ist es Winter. Der Mann stellt sich vor als Mitarbeiter der Nationalen Kommission für das Recht auf Identität. Er sagt, die DNA-Analyse habe zu einem Ergebnis geführt, er könne es Daniel jedoch nur im Büro mitteilen. Aber heute ist der Geburtstag meiner Tochter, antwortet Daniel.



Am nächsten Tag also im Büro, neunter Stock, rote Ledercouch, bis auf ein Gemälde weiße Wände, ein dunkelgelbes Rollo. Daniel hat die ganze Nacht nicht schlafen können. Der Mitarbeiter legt zwei Mappen auf den Tisch. In einer ist das Ergebnis der DNA-Analyse, in der anderen sind Fotos. Er sagt: Das ist deine Großmutter, hier haben deine Mutter und dein Vater geheiratet, das ist dein Bruder, der dich immer gesucht hat.

Daniel fängt an zu weinen. Heute sagt er, die Angst, die Unsicherheit, der Zweifel, all das sei in diesem Moment plötzlich weg gewesen. Stattdessen war da nur noch Glück. Und Ruhe.

Das wiedergefundene Familienmitglied muss immer zuerst informiert werden, so ist es Vorschrift. Erst danach ist die Familie dran. Der Mitarbeiter greift zum Telefon, um Miguel anzurufen. »Wenn du willst, kannst du bleiben und zuhören«, sagt er zu Daniel. »Du musst nicht reden, du kannst aber auch Hallo sagen – was immer du willst.«

Miguel ist im Urlaub in Rom, es ist sehr heiß, er geht gerade spazieren, als der Anruf ihn erreicht. »Wir haben ihn gefunden«, sagt der Mitarbeiter.

Miguel fängt an zu schreien. »Das kann nicht sein, das kann nicht sein!«, brüllt er, er rennt los, fuchtelt mit dem Handy herum.

»Miguel, beruhige dich. Er ist hier, er hört dir gerade zu«, sagt der Mitarbeiter.

Sein ganzes Leben hat Miguel auf diesen Moment gewartet, doch nun, so beschreibt er es, sei sein Kopf auf einmal leer gewesen. Er weiß nicht, was er sagen soll. Ihm fällt nichts ein, außer »Hallo, wie geht's?«. So ist es Daniel, der zuerst etwas Richtiges sagt: »Danke, dass du weitergesucht hast, dass du nie aufgegeben hast.«

Miguel bucht noch am selben Tag einen Flug zurück nach Buenos Aires.

Daniel zieht seinen blauen Overall an und geht zur Arbeit, zum ersten Mal in seinem Leben fühlt er sich vollständig. Im Supermarkt fragen ihn die Kollegen, warum er so glücklich aussehe.

Zwei Tage später in den Büroräumen der Großmütter. Miguel bleibt stehen, seine Beine zittern, als er den Bruder zum ersten Mal sieht, noch von Weitem, am Ende des



Flurs. Dann stürmt Daniel auf ihn zu. Sie fallen sich in die Arme, halten einander fest, streichen sich gegenseitig über das Gesicht, als könnten sie nicht glauben, wen sie da nach all den Jahren plötzlich vor sich haben.

»Ich war im Himmel, ich war in den Wolken«, sagt Daniel heute.

»Ich fühlte mich, als käme ich aus einem riesigen Tunnel und sähe das Licht«, sagt Miguel.

Zwei Brüder

In den nächsten Monaten lernen sie sich kennen. Sie grillen gemeinsam, gehen gemeinsam ins Fitnessstudio, erzählen sich aus ihrem Leben, von ihren Kindern, ihren Frauen, auch Miguel ist getrennt. Wenn sie gemeinsam lachen, zeigen sich bei beiden die gleichen drei Fältchen neben den Augen.

Daniel trifft seinen leiblichen Vater, stellt ihm seine Töchter vor. Sie machen Fotos mit Onkeln, Neffen und Cousinsen, Daniel sitzt immer in der Mitte.

Die Staatsanwaltschaft klagt den Mann, der viereinhalb Jahrzehnte lang Daniels Vater war, wegen Kindesraub an. Er kommt vor Gericht, schweigt aber. Im September 2023, vor einer möglichen Verurteilung, stirbt er. Daniel setzt sich für ein paar Minuten hin, als er davon erfährt. Er sagt, er habe in diesem Moment keine Rachegefühle gehabt, aber auch keine Trauer gespürt. Nur Frieden. Heute nennt er die beiden Menschen, bei denen er aufwuchs, nicht mehr seine Eltern. Er spricht von seinen Aneignern.

Daniel bekommt eine neue Geburtsurkunde, einen neuen Personalausweis. Er heißt jetzt Daniel Santucho Navajas. Die Behörden gehen davon aus, dass das mit Tipp-Ex übermalte Datum auf dem Taufschein sein wahrer Geburtstag ist. Der 10. Januar 1977. Mit den neuen Papieren geht er im Oktober vergangenen Jahres zur Wahl. Und so wie sich Daniels Leben schlagartig verändert hat, so verändert sich jetzt auch das Land, nur vielleicht in eine andere Richtung. Der Rechtspopulist Javier Milei wird neuer Präsident. Ein Mann, der die Verbrechen der Militärdiktatur verharmlost. Der davon spricht, dass die Generäle damals keine andere Wahl gehabt hätten.

Weihnachten und Silvester verbringt Daniel mit seiner neuen Familie.

Das Gefängnis





Am Abend dieses 10. Januar werden sie Daniels Geburtstag feiern. Julio, der Vater, wird da sein, Daniels Töchter, Miguels Freundin. Es wird ein großes Essen geben und zum Nachtschisch eine Eistorte, die sie schnell essen müssen, damit sie nicht schmilzt.

Aber noch ist es nicht so weit. Erst ist da noch dieser Besuch in dem ehemaligen Gefängnis, der Daniel so wichtig ist.

Als die Brüder sich vor dem Pozo de Banfield zur Begrüßung umarmen, verhalten sie sich anders als sonst. Daniel wirkt aufgeregt. Und Miguel macht nicht sofort einen Witz. Er redet kaum, atmet schwer. Er war schon öfter hier, aber noch immer liegt ihm dieser Ort schwer auf der Seele.

Gemeinsam gehen sie hinein. Im Erdgeschoss war damals das Büro des Gefängnisleiters. Auch die Folterkammer befand sich hier. Auf einem Regal steht ein Foto ihrer Mutter Cristina.

Im ersten Stock: die frühere Küche, weiße Kacheln an der Wand, zwei Waschbecken, die Wasserhähne fehlen. Heute wisse man, dass dies der Ort war, an dem schwangere Frauen ihre Kinder zur Welt brachten, erzählt Miguel. Wahrscheinlich weil es hier Wasser gab. Mindestens acht müssten es gewesen sein, die Fotos der Frauen lehnen an den Kacheln, auch hier ist Cristina zu sehen. Miguels Augen sind rot, ihn drängt es weiter. Daniel bleibt kurz zurück. Nach allem, was man weiß, ist dies der Ort, an dem er auf die Welt kam. Liebevoll streicht er mit zwei Fingern über die weiße Fotowange seiner Mutter.

Im zweiten Stockwerk des Gebäudes sind Zellen. Etwa vier Quadratmeter groß, mit einer Bank aus Metall, ohne Fenster. Miguel läuft vorneweg, im Vorbeigehen schlägt er gegen die Türen, dass es scheppert. Als sie einen langen Gang erreichen, bleiben die beiden stehen. Er habe heute unbedingt hierherkommen wollen, sagt Daniel, auch wenn er wisse, dass es Miguel einiges koste, denn dies sei der einzige Ort, an dem er seiner Mutter nah sein könne. »Ich hab dir doch gesagt, dass ich an deiner Seite sein werde«, sagt Miguel.

Sie schauen sich an, umarmen sich fest. »Ich hab dich lieb«, sagt Daniel. »Ich dich auch«, sagt Miguel. »Sehr.« Dann lassen sie sich los und lachen.